

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 124.

Samstag, 16. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als er am drittletzten Tage den Ungarn Czalmay 6:0, 6:2, 6:0 einfach überrannt hatte und damit im Vorfinale stand, glaubte alles an seinen Endsieg. Am Abend dieses Tages sagte Eliza zu ihm:

„Ich habe mir zwar vorgenommen, nicht mehr mit Ihnen zu sprechen, weil Sie mich neulich stehen ließen, aber ich habe ein Gespräch belauscht zwischen Tarasi und Chaima. Der Prinz sagte: Sehen Sie, der eine ist schon fort. Jetzt kommt der andere dran. Das dürfte Sie doch wohl interessieren?“

„Der andere bin ich. Sehr gut! Schreiben Sie das Stefan, der wird sich freuen.“

„Oder ärgern.“

„Oder ärgern! Schadet nichts, er hat mich ja auch geärgert.“

„Sind Sie ihm böse?“

„Keine Spur! Ich verstehe seinen Ärger. Wir Männer müssen uns manchmal über die Frauen ärgern. Das gehört gewissermaßen zum Beruf. Er ist verstimmt, weil Mrs. Turner ihn für fähig hält, Inkorrektheiten zu begehen. Ich muß mich auch manchmal ärgern, wenn ich auch so schlechte Erfahrungen noch nicht gemacht habe.“

Bill suchte ihre Augen, aber sie wich aus und sprach schnell weiter:

Die Sache hat aber noch eine ernste Seite, Mr. Cool. Wir wissen jetzt, daß Tarasi Ihnen und meinem Bruder irgendwie Schaden will. Vielleicht hat er die Geschichte mit der Pokerpartie inszeniert?“

„Natürlich! Wer sonst? Aber am besten ist, Sie besprechen das mit Rabinowitsch“, sagte Bill, gab ihr die Hand und ging auf sein Zimmer, um sich schlafen zu legen.

Sie traf den Polen im Gespräch mit Gladys und Stanley Glen, der schon wieder einen neuen Abendanzug anhatte und mit seinem braungebrannten, grau melierten Kopf außerordentlich gut ausah. Er stand in der Gruppe nachlässig, ließ seine Augen spielen, fing die Blicke schöner Frauen ein und freute sich, wenn die Männer Gladys bewunderten. Gerade als Eliza erschien, verabschiedeten sich die beiden und gingen hinüber in den Tanzraum. Rabinowitsch schien sehr erfreut, Eliza zu sehen und zog sie in eine Ecke, wo der Kellner eben abräumte und aus einer eisgekühlten Flasche das einzige Glas auf dem Tische nachfüllte.

„Sie sehen, ich bin ganz allein. Herr Ober, noch ein Glas, bitte. Sie erlauben doch, daß ich Sie einlade, mir ein wenig Gesellschaft zu leisten?“

„Danke schön, Herr Doktor. Ich möchte gern etwas mit Ihnen besprechen.“

„Ich auch mit Ihnen. Das paßt also ausgezeichnet. Was haben Sie auf dem Herzen?“

Eliza erzählte ihm rasch den Inhalt der von ihr belauschten Unterredung zwischen den beiden Indern.

„Sie wissen, ich habe die Komödie nicht gern gespielt, denn ich bin immer für offene Karten. Da Sie und Bill mich aber im Interesse meines Bruders darum baten, bin ich darauf eingegangen. Der Erfolg ist der, daß Tarasi mir einen regelrechten Antrag gemacht hat.“

„Was Sie nicht sagen! Den Sie natürlich abgewiesen haben.“

„Nein, ich habe mir Bedenkzeit erbeten.“

„Famos! Sie sind ja eine ganz entzückende und dazu noch kluge Frau. Mein Kompliment.“

Und er hob sein Glas.

„Tarasi hat heute auch mit mir gesprochen, und zwar in einer sehr ernstesten und unangenehmen Angelegenheit. Zuerst hat er mir gestanden, daß er seit letzter jene mysteriöse Perle in eine der Austeren praktizierte.“ „Warum?“

„Das weiß ich nicht, aber ich glaube es ihm. Schon damals kamen mir Zweifel, und durch Erkundigungen, die ich mittlerweile anstellte, habe ich erfahren, daß derart große und kostbare Perlen in Austeren überhaupt nicht vorkommen, sondern nur in indischen Perlmuscheln. Die Perle gehört also, da sie niemand offiziell gefunden hat, Tarasi, sie ist aber damals, wie Sie wissen, verschwunden. Und heute hat er sie entdeckt.“ „Entdeckt?“

„Ja, er hat sie gefunden, und zwar bei einem hiesigen Juwelier. Was sagen Sie dazu?“

„Das kann ein Trick sein.“

„Leider nicht. Wir waren vorhin gemeinsam bei diesem Juwelier, der mir bestätigte, daß Tarasi bei ihm heute morgen eine Perle zu kaufen wünschte, und daß er sofort unter den ihm zur Auswahl vorgelegten vier Exemplaren eine als seine Perle erkannte.“

„Soll das ein Beweis sein?“

„Keineswegs, aber der Juwelier hat diese Perle erst vor wenigen Tagen erstanden, und raten Sie mal, von wem?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Von Mister Billi Cool.“

„Das ist nicht wahr“, fuhr Eliza fort.

Bill war so etwas nicht zuzutrauen.

„Wie soll der Juwelier, ein angesehener und durchaus glaubwürdiger Mann, gerade auf Cool verfallen, und weshalb soll er lügen, wo er weiß, daß Cool zurzeit in Homburg weilt und ihm jederzeit gegenübergestellt werden könnte?“

Darauf wußte Eliza keine Erwiderung. Die Nachricht hatte sie sehr hart getroffen, denn sie hatte Bill sehr gern, und die Stiche in ihrer Brust schienen ihr zu sagen, daß sie ihn lieber habe, als sie sich eingestehen wollte. Und ausgerechnet Tarasi hatte diesen Trumpf gegen ihn in der Hand!

„Unter allen Umständen“, sagte sie, „muß vermieden werden, daß Cool etwas von der Sache erfährt, solange er an dem Turnier beteiligt ist.“

Rabinowitsch wiegte den Kopf hin und her.

„Wollen Sie sich an die von Ihnen belauschte Unterredung erinnern. Tarasi wird morgen früh nichts Eiligeres zu tun haben, als Mr. Cool zu stellen.“

„Und wenn Bill alles zugibt, was wird dann geschehen?“ Eliza hatte solches Herzklopfen, daß sie ihr Glas ganz rasch austrank.

In der Nacht schloß sie kein Auge. Kurz nach Mitternacht rief sie telephonisch den Nachtportier an und ließ sich durch ihn ein Telegramm an ihren Bruder schicken, er möge sofort herbeieilen, da Bill in Gefahr sei.

Wenn er das liest, wird er schon kommen. Doch das Telegramm schuf ihr keine Ruhe, ja, es regte sie am Ende noch mehr auf. Wenn Bill, dachte sie, mögen alles abflugnet, wenn der Juwelier sich geirrt hat, dann wird er denken, ich hätte ihm die Tat zugebracht. Und dieser Gedanke war so schrecklich, daß sie ruhelos in den Kissen lag bis zum frühen Morgen.

Man sah ihr an, daß sie eine schlaflose Nacht verbracht hatte. So elend hatte sie sich seit Jahren nicht mehr gefühlt. Sie zitterte vor einem Zusammentreffen mit Bill, aber gleich, als sie ins Frühstückszimmer trat, begegnete er ihr. Er machte sehr traurige Augen, als er sie sah, und sagte leise:

„Ich habe eine Dummheit begangen, gnädiges Fräulein, aber ich war in Not, Sie müssen mir das glauben.“ — Sie nickte nur kurz und setzte sich an einen Tisch. Ihre Füße hätten sie nicht einen Meter weiter getragen. — Diese dummen Nerven, schalt sie sich selbst. Was geht es mich an, wenn Herr Cook eine Perle stiehlt oder verkauft? Stefan hatte ihr mal gesagt, daß der Freund in nicht gerade glänzenden Verhältnissen lebe. Aber wurde man deshalb gleich zum Dieb? Stefan hätte ihm, wenn er ihn darum bat, sicher jede Summe geliehen. Dazu war er natürlich viel zu stolz, aber zum Stehlen nicht, dieser... dieser... dieser... Das kleine Herz pochte und schrie: Gar nichts mach' ich mir aus ihm, gar nichts. Aber keinen Bissen bekam sie herunter und war froh, als man ihr ein Telegramm brachte.

„Eintreffen mit nächstem Zug. Stefan.“

Dann erschien Rabinowitsch mit Tarafi, der auf sie zuwinkte und ihr die Hand küßte. Sie hätte gern etwas gesagt, brachte aber kein Wort heraus und sah nur den Rechtsanwalt an.

„Mr. Cook hat zugegeben, die Perle jenem Juwelier vor wenigen Tagen verkauft zu haben. Er behauptet, sie stamme aus seinem Familienschmuck.“

„Man hat mir gesagt“, fiel der Jüder ins Wort, „daß Sie sich über den Fall aufgeregt hätten, meine liebe Gnädige. Dazu liegt durchaus kein Anlaß vor. Es ist natürlich so, wie ich es Mr. Rabinowitsch schon vorhin auseinandersetzte. Mr. Cook hat die Perle in seiner Auster gefunden und sie gleich verschwinden lassen. Er hat dadurch einige Verwirrung angestiftet, aber ihm gehört die Perle, darüber kann kein Zweifel bestehen. Wenn er jetzt sagt, sie sei seinem Familienschmuck entnommen, so stimmt das zwar nicht, denn ich habe meine Perle sofort wiedererkannt, ist aber doch zu verstehen, denn er wollte nicht gern zugeben, daß er uns ein wenig hinters Licht geführt hat.“

Dabei lächelte Tarafi so verzeihend und verständlich, daß ihm niemand hätte böse sein können. Diesem Mann, mußte Eliza denken, sind wir alle nicht gewachsen, und wenn Bill es nicht selbst zugegeben hätte, man würde glauben, der Jüder habe uns alle beherrscht. Als sie Bill wenig später im Kurpark begegnete, ging sie an ihm vorüber, als habe sie ihn nie gekannt.

Stefan kam, so rasch ihn der Zug und ein Auto hatten herbringen können, aber er kam doch nicht rasch genug, um Bills Niederlage gegen Chaima verhindern zu können. Der Jüder spielte mit Elan, er hatte in den letzten Wochen enorm zugelehrt und präsentierte sich in Hochform. Bill dagegen spielte lustlos, seine Augen wanderten, während er Ball auf Ball verhielt, über die Reihen der Zuschauer hinweg, doch Eliza suchte er vergebens. Und er gab sich in einem Match, das die Zuschauer ringsumher mehr aufregte als ihn, schneller geschlagen als je. Energielos focht er. Nicht mal im dritten, entscheidenden Satz machte er Anstrengungen, das drohende Unheil abzuwenden. Gegen Monte Carlo oder gar die Tage zuvor war er einfach nicht wiederzuerkennen.

Eliza hatte nicht die geringste Lust, sich das Spiel anzusehen. Sie sah oben auf ihrem Zimmer mit verzweinten Augen und berichtete ihrem Bruder, was geschehen war. Stefan stand, die Hände auf dem Rücken, an die Wand gelehnt, so daß sie nicht sehen konnte, wie

er die Fäuste ballte und die Nägel ins eigene Fleisch krallte.

„Und er hat selbst zugegeben, die Perle hier verkauft zu haben?“ Sie nickte wortlos.

„Dann wird es wohl das beste sein, wir fahren gleich nach London, und du versprichst mir, ihn nicht wiederzusehen?“

Wieder nickte sie. Es tat so weh, aber es war wohl besser so. — „Du hattest ihn wohl gern, Kleines?“ Er streichelte ihr Haar und sie nickte zum dritten Male und trocknete rasch die Tränen. — „Ich auch“, sagte Stefan leise, „glaub' es mir.“

18.

Bevor Eliza mit ihrem Bruder nach London fuhr, hatte sie noch eine kurze Unterredung mit der Frau, mit der sie bisher nur wenige Worte gewechselt hatte. Gladys Turner suchte diese Unterredung, und Eliza war nicht in der Lage, ihr auszuweichen, obwohl sie es tausendmal lieber getan hätte.

„Ich glaube“, begann Gladys, „wir Frauen haben mal mehr Initiative als die Männer. Sie haben Mister Glen einmal geliebt?“

„Wie kommen Sie darauf?“, fragte Eliza erstaunt, die weiß Gott nicht mehr an den Afrikaner dachte.

„Man hat mir davon erzählt.“

„Dann sind Sie falsch unterrichtet worden. Mister Glen hat sich einmal um mich beworben, doch mein Bruder war gegen diese Verbindung, und auch ich habe sie nie in Erwägung gezogen. Sie haben also keine Schwierigkeiten von meiner Seite zu erwarten. Wie ich sehe, bewirbt er sich jetzt um Sie.“

„Ganz recht, und ich interessiere mich sehr für ihn. Doch noch mehr interessieren mich jene geheimnisvollen Vorgänge in Monte Carlo, und wenn wir Frauen klug und energisch verfahren, wäre es möglich, die Schleier zu lüften, die darüber ausgebreitet sind.“ — „Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß einige Herren, die Ihnen sowohl als auch mir nahestehen, grundlos verdächtigt werden. Wenn Sie mir helfen wollen...“

„Gern, Mrs. Turner. Was kann ich dazu tun?“, fragte Eliza interessiert. — Am Ende konnte man doch noch Bill retten. Eine kleine Hoffnung flackerte in ihrem Herzen auf. — „Wenn Sie jetzt nach London fahren, wird es Ihnen nicht schwer fallen, mit Prinz Tarafi in Verbindung zu bleiben. Erzählen Sie ihm ganz beifällig, daß Ihr Bruder und Mister Cook sich getrennt haben und das Doppel nicht bestreiten werden.“ „Mister Cook hat abgefragt?“

„Sie erzählen ihm das.“

„Ich verstehe.“

„Und sagen ihm ferner, Ihr Bruder sei derart unglücklich über den Verlust des Freundes und überhaupt so nervös, daß er wahrscheinlich nicht über die ersten Runden kommen werde. Dann wird vielleicht noch alles gut werden.“

Gut werden? Wenn Bill nicht spielte? Daran glaubte Eliza nicht, aber sie versprach doch alles zu tun, was Gladys vorgeschlagen, obwohl sie sich nicht darüber klar wurde, was für ein Interesse diese Frau noch an ihrem Bruder und an Bill nehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Euspiet auf dem Schreibtisch.

Von Walter Sarlan f.

Zu meiner Schere, aus Prokerel,

Sprach ein Papier:

„Lia, Eden haben Sie bloß zwei,

Ich habe vier.“

Und ah, die Schere, wutentflammt,

Sie schneidet ab

Die vier Probeden allesamt:

Schwapp! Schwapp! Schwapp! Schwapp!

Da hat nun das Papier gelacht:

„Lia, Geometrie!

Anstatt vier Eden — hab ich — jetzt acht, —

Sie Affe Sie!“

Das gelöste Rätsel des Kuckucks.

Auf einer Spreewaldfahrt.

Von Wilhelm Bölsche.

Ich bin nach mehreren Jahrzehnten einmal wieder durch den Spreewald gefahren, das wunderbare verschwiegene Wasserlabyrinth abseits vom profanen Wege Kottbus-Berlin. Still und beschaulich, wie man in fortgrünender Landschaft unter Sonne und Blauhimmel durch ein fast schattenhaftes Stüd alten eigenen Lebens bummelt.

Einst ging ich hier für meinen Spiritistenroman von der „Rittagsgöttin“ den wendischen Gespenstern nach. Damals war der gute Spreewald noch Privatgeheimnis von ein paar befreundeten Eingeweihten, Ludwig Vietich, Theodor Fontane, die ab und zu durch seinen Dornröschenhag brachen und Ungläubigen erzählten. So interessierte mich, was heute noch, wo er Massenziel sonntäglicher Invasionen geworden, von seiner Romantik übrig ist. Sehr erfreulich: es war doch so gut wie alles übrig. Die ungeheuren Schwarzerlenbäume, die fast aus den Wassern selbst in den Himmel stiegen und mit ihrem Winterlaub über dem Fahrkanal zusammenschlugen, noch höher gewachsen. Die lieben Roslitos, versteht sich, als treue Peger wie am Amazonas auch noch da. Im Zeitalter der Autos und Luftschiffe wie anheimelnd das wohl langsamste aller Erdenvehikel, der gestohlene Kahn im engen Kanalweg; ab und zu niden der greise Fährmann, der Gast, der Wald, die Welt ein, es geht auch so weiter.

Wenn du aber durch diesen laftenden Naturzauber Stunde um Stunde dich so im Kahn hinträumst, angestreckt vom Schlaf des großen Pan — dann vernimmst du von überall her aus der schwülen Stille nur einen einzigen leisen, blau verhallenden Laut. Als schlage eine Geisterhand an die tiefblaue Kristallglocke des Himmels selbst und lade seine Glöckchen heraus. Das ist der Ruf der ganz unzählig unsichtbar hier hausenden Kuckude.

Dieser Spreewald, Nistgebiet zahlloser kleinerer Vögelchen, ist auch Eldorado des großen wilden grauen Gauchs. Über alle Wiesen, blanten Fliese, Büsche, fort bis zur fernsten geheimnisvollen Mauer des hohen Erlenwaldes selber, hallt sein nah so heller, aufdringlicher Schrei, nur durch die geisterhafte Ruhe des Pan zu jenen zitternden Glöckchen gedämpft. Hier merktst du auch, daß er gar nicht eigentlich Kuckud schreit, sondern nur ein scharfes U stößt vor einem gehöhrteren — doch ohne Konsonant.

Das Völl, das oft „vogelsprachentundige“, hält seit Alters den Kuckud für einen verlappten Sperber. Und in der Tat sieht er zumal als tot geliebtes Weibchen mit zeitlichen erhaltenem Jugendkleide täuschend solchem bösen Raubvogel ähnlich. Da er aber doch zoologisch beim besten Willen kein wirklicher Faltenvogel sein kann, sondern (an sich auch selbst genug) eher ein Papageien-Verwandter ist, hat man diese verzierte Maste wohl modern als eine Art „Mimikry“ deuten wollen, eine jener berühmten Fahrten unter falscher Flagge zu irgend einem Zweck. Die kleinen Vögel lärmen jedenfalls auch vor ihm, aber hier spielt doch ersichtlich schon etwas anderes mit hinein. Denn wir alle haben ja von seinem fortgesetzten Lebenswandel gehört: wie er kein eigenes Nest baut, sondern seine zahlreichen Räuberer heimlich den Jürgern dort im Busch einbeschert. Erst damit aber beginnt jetzt seine wahre, seine ganz tolle wirkliche Schuttfahrt oder Mimikry. Obwohl der bekannte Nistenkel, kauft er nämlich den Grasmüden und Nachstelzen so winzige Eierchen auch aus eigener Fabrik zu, wie sie nur gerade selber haben — und zu jedem noch so verschiedenen Gelege „erfindet“ er außerdem diesen seinen Eiern eine besondere, immer hier gerade entsprechende Farbe: Blau, wo die fremden Eierchen blau sind, gesprengelt auf Weiß zu ebenso gesprengelten und so fort. Was für eine Magie ist ihm dazu verliehen? Ist er der Osterhase, der beliebige seine Eier selber umfärben kann, und verschwimmt auch die strenge Natur hier zum Märchen? Hier liegt seit Jahrtausenden des Dentens der „Fall Kuckud“.

In Griechenland schwärmen sie vom Meister Gauch als einem Vederbissen der Tafel. Das wollen wir nun gewiß unsern lustigen Ruser nicht antun. Aber es bleibt wahr, daß kein Vogel unserer Heimat dem Forscher eine so zähe Speise serviert hat. Zwar das Fremblegen selbst hat sich schließlich als nicht ganz so wunderbar herausgestellt. Es tut's gewohnheitsmäßig auch eine ganze Masse ausländischer Vögel — Stare und Weberkfinen, ja, in Südamerika benutzt sogar eine findige Ente Raubvogelhorste als Findelhaus, wo dann freilich die ausgekrochnen Jungenten sobald wie möglich machen müssen, daß sie aus der gefährlichen Nachbarschaft fortkommen. Im großen und ganzen denkt man sich den Hergang so, daß bei solchen Vögeln ursprünglich viele Weibchen in ein gemeinsames Nest legten. Dabei konnte darin immer nur ein Paar für die anderen mitbrüten, der Rest aber verlor die Brutliebe, flanierte umher und warf seine Eier, wenn sie fällig wurden, gar in die Nester ganz fremder Arten. Im einzelnen weiß man heute auch ziemlich genau, wie gerade der Kuckud den Trick abt. Gauch und Gäuchin halten dazu, was früher nicht so klar war, durchweg zusammen. Sie nehmen schon

vorher das eine oder andere Nest aufs Korn, beobachten die kleinen Vögelchen beim Bauen, ja, es scheint, daß erst vor diesem Anblick fremder Arbeit bei der Kuckudin die eigene Legelust sich regt. Ehe dann der Kleinvogel sein rechtmäßiges Gelege ganz in der Wiege hat, erfolgt ein amüsantes Theater. Herr Gauch zieht demonstrativ die Aufmerksamkeit der Alten auf sich, es entsteht jenes Gelärm — und darüber schmuggelt im unbewachten Augenblick die Gäuchin blitschnell ihr eigenes Ei drüber ein. Alles sehr raffiniert auf den Zweck heute wie mit einander greifenden Mädchen einer Maschine. Stets nur ein Ei in dasselbe Nest, obwohl der Kuckud in einer Saison bis 18 legen kann. Stets zum noch nicht fertigen Fremdlege, damit das eigene Küden nachher nicht hinter den fremden im Wachstum zurückbleibt. Denn im Fall Kuckud soll dieses Küden ja auch nach dem Auskriechen noch fremdgefüttert werden und möglichst sogar allein. Sehr bald regt sich in ihm, wie man's milben Gemütes genannt hat, der „Hausknechtstrieb“, mit dem es alles neben sich hinauswirft, also Stüd um Stüd auch die rechtmäßigen anderen Nestjungen. In den fütternden Pflögeln aber scheint ein ebenso überraschender Trieb zu walten: sie achten nämlich, den alten Spartanern gleich, die schwächliche Kinder aussehten, die Jungen, die aus dem Nest fallen, nicht mehr, sondern füttern nur die starken, die darin bleiben, also schließlich den kleinen illegitimen Räpel allein. Aber nun das Geheimnis mit der stets entsprechenden Eierfarbe selbst! Auch hier hat eine Gelehrtenmeinung bisher immer die andere mit einer Art von wissenschaftlichem „Hausknechtstrieb“ aus dem Nest zu stoßen versucht.

Da unser heimischer Gauch nun mal die Gewohnheit hat, zu sehr kleinen Vögelchen zu legen, wäre die Kleinheit seiner Eier an sich noch kein Wunder, es ließe nur auf eine prattische Anpassung hinaus. Ein südeuropäischer Kuckud legt statt zu Grasmüden und Zaunkönigen zu den großen Nebelsträhen und hat infolgedessen umgekehrt riesengroße Eier. Aber mit der persönlichen Eierfarbe für jeden Einzelfall kommen wir so leicht nicht durch. Solche Eierfarbe ist im Mutterleibe des Vogels stets das Erzeugnis einer ganz bestimmten Art Stempelmaschine, die aus Gallenfarben erzeugte Buntheiten und Muster ausprägt. Durchweg nimmt man an, daß diese Stempelung nur von der Mutter ausgeht. Jedenfalls aber stempelt normal jede Vogelart für sich — also etwa der Gartenrotschwanz stets blaugrün, die Gartengrasmüde auf weißlichem Grunde bräunlich gefleckt und so fort. Jetzt aber der Kuckud. Hat er sämtliche betreffenden Prägemaschinen nebeneinander im Leibe und tritt immer gerade die zum Fremdneft passende in Aktion? Daß auch diese Farbenabereinstimmung nötig ist, steht durch Experimente fest, denn die Brutvögelchen werfen jedes stark abweichende Ei als falsche Karte aus dem Nest wieder ab. Wie also macht er seine Gezerie?

Man hat gedacht, der weibliche Kuckud „verfieht“ sich an dem fremden Gelege. Das sogenannte Verfehen bei Schwängern, bei dem irgendein Anblick auf das Kind wirken soll, ist beim Menschen bekanntlich schwer umstritten. Immerhin könnte man bei reiner Farbe an gewisse Fische und Krebse denken, die jedesmal die Farbe ihres Untergrundes annehmen, wenn sie diese sehen; blendet man sie, so funktioniert dieser Farbenautomatismus nicht mehr. Bestimmte also auch ein gesehenes, etwa grünes Gelege den Kuckud automatisch, auch bei sich grün zu prägen? Hier schien indessen eine öfter gemachte Beobachtung noch einfacher. Man glaubte nämlich gesehen zu haben, daß Mutter Gäuchin doch nicht gleich ins erste beste Nest legte, sondern zunächst auf freiem Felde niederkam, worauf sie ihr Ei kunstgerecht in den Schnabel nahm und sich erst das richtige Nest zu ihm suchte. Was schien einleuchtender als: die inneren Prägemaschinen arbeiten zwar auf Zufall, aber der Kuckud selbst verstand noch nachträglich corrigere la fortune. Er sah ja jedesmal vorher die Farbe seines Eies! War es zufällig grün, so trug er es einfach zu einem grünen Gelege, war es braungefleckt, in ein braungeflecktes. Es blieb für den Verstand des Tieres nur die Anforderung des richtigen Austeilens an eine Anzahl vorgemerkter Wahl-Nester.

Indessen, so reizend die Sache wieder aussah — es zeigte sich, daß die Beobachtung selbst nicht absolut eindeutige war. Der Kuckud hat nämlich noch einen famosen Trick. Wenn er irgendwo selber einlegt, nimmt er dafür regelmäßig ein Fremdei fort und verschleppt es, damit der Brutvogel nicht durch die plötzlich vermehrte Eierzahl stutzig wird. Die mit einem Ei im Schnabel fliegend beobachteten Kuckude sollten also nur solche Eierverschlepper gewesen sein. Der Zweifel konnte nicht widerlegt werden. Und so ging eine dritte Deutung noch von einem anderen Punkte aus — zunächst einem anscheinend höchst harmlosen.

Wenn Frau Kuckuden auch ihr Ei nicht nachträglich erst ausbot, so blieb doch, daß sie nicht wahllos jedes Nest annahm. Sie suchte jedesmal zum Einlegen ein ganz bestimmtes, und zwar, wie ebenfalls nicht schwer zu erraten, eines, das dem entworfen

In dem sie selber aufgepäppelt worden war. War sie persönlich Gartenrotschwanz-Pflegekind, so suchte sie auch ihr Leben lang wieder Rotschwänze oder aus Bachstelzenpflege Bachstelzen. Es war auch dazu nicht mehr nötig als das bishigen treuer Erinnerung, das jede Biene betätigt, die ihren heimlichen Korb wieder aus vielen herausfindet. Sollte aber doch hier des Nistfelds Lösung stehen? Ein alter Vogelfreund schloß: wenn der einzelne Kuckuck bei Gartenrotschwänzen aufgefunden war, so hatte er ja Rotschwanzfutter bekommen. Wirkte dieses Futter aber nicht auch zeitweilig auf die Eierfarbe? Bekamen nicht von ihm etwa die jungen Rotschwänze Tendenz zu blaugrünen Eiern mit? Dann mußte aber auch der bei ihnen gefütterte Kuckuck solche Tendenz bekommen. Mußte selber persönlich zeitweilig blaugrün legen. Bevorzugte er aber gleichzeitig stets wieder Rotschwanzfutter, so funktionierte für ihn die Eier-Ministry in höchster Pracht: blaugrün traf notwendig immer wieder auf blaugrün. Anderswo entstanden auf dem Futterwege ebenso konsequent rein braun oder gesprenkelt legende Kuckucke, die wieder zu braun oder gesprenkelt gingen mit dem gleichen Erfolg. Diese Deutung schien für einen Moment das „Kolumbusel“. Aber erneut wies man darauf hin, wie unwahrscheinlich diese verschiedene Eisfärbung erst durch die bei den meisten jener kleinen Sänger doch so sehr gleichartige Jugendernährung sei. Durchweg gab's dort die nämlichen Insekten und Würmchen — und doch sollte das einmal blaue und ein andermal gesprenkelte Eisfarbe ergeben? War es nicht viel näherliegend, daß auch diese Färbungsmethode den Jungvögeln einfach schon vom Mutterleibe vererbt wurde, wie alle ihre andern Organe? Und hier wirklich erst die ganz durchschlagende Idee auch für den Kuckuck selbst.

Wenn der Rotschwanzkuckuck blaugrün legte, so mußte er selber doch schon aus einem blaugrünen Ei stammen, sonst hätten ihn die alten Rotschwänze ja nie aufkommen lassen. Seine Mutter hatte offenbar schon blaugrün gelegt — sollte nicht auch bei ihm also das Blaugrün-Legen bereits erblich in der engeren Familie sein? Während beim Grasmäntelkuckuck eine ebenso engere Erbtradition auf braungespreckelt bestände und so fort? Also kurz: es gab seit alters im allgemeinen Kuckuckreich bestimmte Familien von Nur-Blaugrün-Legern, Nur-Braun- oder Nur-Gesprenkelt-Legern. In jeder Linie erbte die Eierfarbe streng einseitig für sich fort. Jede Linie aber war einmal ins richtige Nest gelangt. Die Blaulinie zu blau, die gesprenkelte zu gesprenkelt. Da aber die Nachkommen in alle Ewigkeit nur wieder diesem ersten Nest entsprechenden Blau-, Braun-, Gesprenkelt-Nester bevorzugten, so kann immer wieder die rechte Farbe ins rechte Nest — auch in alle Ewigkeit, so lange Kuckucke dauerten. Wie diese getrennten Familien selber einmal im Kuckucksvolk entstanden waren? Nun, warum sind bei uns Menschen gelegentlich auch besondere Nasen etwa oder dicke Unterlippen oder ähnliches aufgetaucht, die dann, einmal da, auch in endloser Erbfolge gewisser Familien weitergegeben wurden? Der Forscher bezeichnet das heute als sprunghafte Abänderungen (sogenannte Mutationen). Sie können schlimm oder gut oder auch indifferent sein. Beim Kuckuck haben sie speziell vor Zeiten einmal die Eierfarbe betroffen und sind dann für seinen Fortbestand, wenn er schon mal bei verschiebenerfarbig legenden Vogelarten schmarrte, unvergleichlich nützlich geworden. Sie haben sein Brutgebiet über einen weiten Kreis solcher Vogelarten ausgebreitet, von denen jede fortan eine bestimmte Kuckucksfamilie begünstigte. Aber Hexerei ist nicht dabei gewesen — so wenig wie bei jenen Familiennasen bei uns!

Ich dachte, während ich mich in meinem Kahn durch den Spreewaldzauber dahinschieben ließ, daß wir hier doch wohl eine kleine Pöschpolnizfrage gelöst hätten. Vielleicht ging es auch mit den großen zuletzt so. Wenn auch immer nur mit etwas Spreewaldkahn-Tempo — einstweilen.

Jeder einmal in Berlin.

Von Kantis.

Unter den Linden. Ede Friedrichstraße. Bis-a-vis vom Vertehrspavillon sitzt ein Berliner Spak traurig auf einem Baum. Ein anderer Spak kommt leuchtend herangeflogen und setzt sich auf denselben Baum.

Schweigend betrachten beide Spaken einander.

Dann beginnt der Spak, der eben gekommen, zu zwitschern:

„Sagen Sie mir, Herr Kollege, sind Sie auch ein Spak?“

„Auch eine Frage. Sehe ich etwa nicht so aus?“

„Bei uns in der Provinz, von wo ich eben komme, sehen die Spaken etwas anders aus, zum Beispiel so wie ich!“

Der Berliner Spak mustert neidisch seinen Kollegen, der ein Doppelsinn hat und ziemlich dick ist.

„Wovon sind Sie so schön dick?“

„Wovon? Bei uns in der Provinz gibt es einige Wagen, die immer ein wenig Nahrungsmittel zurücklassen. Aber ich sehe, daß es hier noch größeren Verlehr gibt als bei uns. Deshalb flog ich nach Berlin. Jeder einmal in Berlin. Sagen Sie, Kollege, wollen Sie nicht mit mir frühstücken?“

„Wo?“ fragt der Berliner Spak erstaunt.

„Wir fliegen auf den Fahrdamm hinunter.“

Der Berliner Spak lacht aus vollem Halse.

„Weshalb lachen Sie?“ fragt ihn der Provinzler.

„Diese Wagen, die Sie hier sehen, machen fortgesetzt: Tu, tu!“ Aber das bleibt nur ein leeres Versprechen. Sie lassen gar nichts zurück!“

„Gibt es kein Vogelfutter hier in Berlin?“

„Doch. Sehr viel Hirsekörner, Hafer, Weizen, Hafer und andere Vederbissen!“

„Führen Sie mich dorthin, Herr Kollege?“

Der Berliner führt den Fremden und zeigt ihm ein Geschäft mit einem Firmenschild „Zoologische Handlung“.

Im Schaufenster verzehren gerade Hunderte von kleinen Vögeln die eben erwähnten Vederbissen.

„Danke,“ sagt der Provinzler, „ich gebe hinein. Ich habe großen Appetit!“

Er fliegt durch die offene Tür in den Laden.

Aber nach einer Minute ist er wieder draußen. Der Geschäftsinhaber hinter ihm mit einem großen Besen. Der Berliner Spak lacht vergnügt über den Reinkauf seines Kollegen.

Der Provinzler setzt sich beschämt auf den Zaun vorm Geschäft.

„Wohin sehen Sie sich, Sie Kamel?“ fragt der Berliner Spak empört.

„Darf man hier nicht sitzen?“

„Seben Sie nicht den Zettel: „Früh gestrichen,!““

Der Zaun ist mit grüner Lackfarbe frisch gestrichen. Der unvorsichtige Provinzspak will die Farbe schnell weapuben, aber er macht sich nur noch schmutziger.

Wiederum lacht der Berliner Spak aus vollem Halse.

In diesem Augenblick erscheint der Geschäftsinhaber mit seiner Frau in der Tür. Der Kaufmann sagt:

„Der kleine grüne Kackdu, der gestern fortgeflogen, ist wieder da!“

Ein Vogelnetz, ein Griff — und der Provinzspak ist gefangen.

Eine Minute später sitzt er auch schon im Schaufenster und frisst die besten Vederbissen.

Zufrieden schaut er aus dem Fenster und zwitschert seinem Kollegen zu:

„Mahlzeit!“

Welt u. Wissen

Eine neue Königin von Saba. Die Mitglieder des abessinischen Königshauses halten sich für die Nachkommen Salomos. Sie glauben nämlich, von dem Knaben abzustammen, den die schöne und kluge Königin von Saba als Pfand ihrer Liebe von ihrer Reise nach Jerusalem in die abessinische Heimat zurückbrachte. Es soll nicht untersucht werden, ob es mit diesem angeblichen Stammbaum auch seine Richtigkeit hat. Interessanter ist es, zu erfahren, daß es seit kurzem eine neue Königin von Saba gibt, und zwar aus Salomos eigenem Geschlecht. Sie ist sicher nicht weniger klug als ihre berühmte Ahnfrau, denn wie wäre es sonst der kleinen Polin Rahel Meyer gelungen, den zweiten Sprung vom unbedeutenden Elternhaus am Weichselstrand bis in den Königspalast von Addis Abeba zu machen? Die Nachkriegszeit sah zwar Rahel schon als Frau eines ehemaligen zaristischen Obersten mit den Resten der Wrangelarmee in Konstantinopel stranden, was immerhin schon von gewissen Erfolgen im Leben der jungen Dame spricht, doch die Zukunft sah recht trübe aus. Der Mann mußte nämlich — wahrscheinlich weil er nicht gleichzeitig Ernährer war — verabschiedet werden, und Rahel trat auf verschiedenen Kabarettbühnen Osteuropas auf, bis sie eines Tages in der abessinischen Hauptstadt landete, um das Herz des Herrschers rasch gefangen zu nehmen. Vor kurzem erlebte sie den unerhofften Triumph, daß der Nachkomme Salomos sie in aller Form zu seiner Frau machte, in welcher Beziehung die kleine Rahel Meyer es somit weiter gebracht hat als die Königin von Saba selbst.